



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sternberg, A. von: Ueber einige Bilder der diesjährigen Berliner
Kunstaussstellung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ueber einige Bilder der diesjährigen Berliner Kunstausstellung.

Von

A. von Sternberg.

Das Portrait der Sängerin Fräulein Lind von Herrn Professor Magnus gemalt. Als Portrait sowohl, wie als Bild sehr bemerkenswerth. Die junge Dame sitzt auf einem mit braunrothem Seidenstoffe überzogenen Ruhebette, sie ist in ein weißes schwerseidnes Gewand gekleidet, und hat nachlässig einen bläulich-grünen Shawl übergeworfen, der sich über das Knie herüberdrappirt und trefflich mit den Farben des Hintergrundes und der Umgebung harmonirt. Die Haltung des Oberkörpers ist etwas nach vorn gebeugt, grazios und unbefangen, die Hände sind ebenfalls sehr gefällig und ohne die, bei solchen Gelegenheiten üblichen, Notenrollen und dergleichen Kunstattribute in Anwendung zu bringen, auf's Knie gestützt, der Kopf zur Linken gewendet, fast ganz face, mit ziemlich starkem Augenaufschlag, wodurch dem Relief des Auges ein schöner Lichteffect zugewendet wird. Das Bild gibt sich ungemein anmuthig und voll Leben. Es thut auch wohl, daß der Atlas des Kleides sehr passend gemalt ist, wodurch die Fleischtöne eine weiche Färbung erhalten. An den Oberarmen, wo das Gewand ansetzt, ist ein starker Mennigton, der fast zu nackt dasteht, und in der Entfernung angesehen sein will, wo er Wirkung macht. Was den Ausdruck betrifft, so ist die junge Künstlerin, die der Liebling des Berliner Publicums wurde, mit der sanften und heitern Miene der Jugend dargestellt, vom Künstler mit großer Wärme und Theilnahme aufgefaßt. Diese Wärme hat dem Pinsel Mäßigung geboten und gefälliges Ausweichen, wo in der Natur eine eigensinnige Farbe oft an ei-

ner Stelle ihr Recht forderte, wo sie nicht hingehörte. Doch ist diese kleine Schmeichelei in Farben so gebildet fein gegeben, daß Niemand die Absicht erräth und daher auch Niemand verstimmt werden wird. Dieses moderne Bild erinnert uns an die Bilder berühmter Sängernnen des achtzehnten Jahrhunderts, auch sogar an die des Anfangs des neunzehnten und wir entdecken in der Auffassung dieses Gegenstandes einen auffälligen Contrast. Unsere Theater- und Kunst-Damen sind Damen des Salons geworden; es erinnert in ihrem Erscheinen außerhalb des Bereichs der Lampen nichts an ihren Beruf und ihre Stellung. Dies hat einen Vortheil, aber auch einen Nachtheil. Der Vortheil ist, daß wir im Stande sind, die Persönlichkeiten der Künstler und Künstlerinnen mehr auszubenten, da sie unserem geselligen Verkehr näher gerückt sind, den Nachtheil, daß eine „interessante Abenteuerlichkeit“ von dem Stande abgestreift wird, wobei besonders die Poesie und mithin auch die Kunst leidet. Von einer Dame des Salons verlangen wir Gleichmäßigkeit der Manieren, Kälte, Ruhe, anstandsvolle Zierlichkeit, mit dem Bilde einer Schauspielerin verbinden wir den Begriff des Phantastischen, Aufregenden, Ueberraschenden, Ungewöhnlichen. Ihre Welt ist eine andere als die, die wir täglich sehen, und wenn wir von ihr sprechen, lacht uns sogleich ein ganzer Himmel voll schwebender Liebesgötter entgegen, eine Sonne voll Goldpapier, ein üppiges Geflecht von papiernen Rosen. Wir haben zu oft schon die junge Schöne aus einem alten römischen Tempel hervorgehen sehen, wir beobachteten sie schon zu oft, wie sie an den Trümmern eines heidnischen Altars betete und in die Schlacht ging an der Seite eines Kriegers, der einen in zwei Zöpfe gebundenen Bart, und ein Tigerfell über die Schulter geworfen hatte, als daß wir sie uns als unseres Gleichen denken können, mit uns Thee trinkend und Zwieback käuend. Diesen Nimbus, der, der Himmel weiß woher, schon seit undenklichen Zeiten den Reisenden im Thespiskarren anklebt, sollte eine hübsche Frau, oder ein hübsches singendes Mädchen nicht alsogleich aufgeben. Den Salon-damen kann sie mit gutem Willen ihre parfümirten Spitzen, ihre bekleideten Schultern, ihre Atlasroben nach neuestem Muster lassen — sie wirft ein Tigerfell über, das natürlich so fällt, daß ein schöner Hals, noch schönere Schultern und ein allerschönster Nacken entblößt sind. Wer kann ihr dies wehren? Und wenn man es ihr wehren will, so geht sie rasch noch weiter, wird vor unsern Augen Cleopatra, und setzt eine Natter an einen Busen, der mehr als einen Antonius zum Taumeln bringt. Was dann? Sie ist in ihrem guten Recht —

denn ihre Welt ist die Poesie, die Fabel, das Wunder. Wie abenteuerlich hat sich die Barberini abbilden lassen, und noch die Catalani. Wie nahm diese oft an Canova's Grazien ein Model, wo keine Putz-
macherin der Welt eine Nadel anzusetzen nöthig fand. Wir geben zu, daß dies zu weit gegangen ist, allein daß unsere Künstlerinnen Salon-
Damen heißen und fein wollen, ist ebenfalls ein Verkennen ihrer
Stellung und ihrer schönen Lampen = beleuchteten Breterwelt. Doch
gestehen wir gern ein, soll einmal Alles verbannt sein, was an das
Theater erinnert, so ist diese Auffassung, voll Grazie, Tugend und
Leben, wie wir sie hier sehen, die schicklichste. Nur keine halbe Ideali-
sierung, kein halbes Costüm, keine halbe Entfremdung, keine Spie-
lerei mit kleinen Attributen, Leierchen, Rollen, Kränzchen zc. Eine
Corinna gefällt, aber ein Corinnchen ist unausstehlich.

Ein Bild von Professor Krüger, einen jungen Mann fürstlichen
Standes zu Pferde darstellend, lebensgroß. Wenn man Krüger's
Namen nennt, so verbindet sich damit sogleich die Vorstellung von
blitzenden Uniformen, galoppirenden Pferden mit hochaufgeblasnen
Rüstern, hin und hersprengende Generale, Federbüsche und Staub —
viel Staub. Er ist der Maler des Friedens; kein Pulverdampf, son-
dern Staub. Auf seinen Portraits zeigt sich bei geschickter Routine
ein immer wiederkehrendes Spiel vibrirender Muskeln. Man möchte
den Charakter seiner Portraits „aufgeregte Unbedeutenheit“ nennen.

Von Horace Vernet zeigt sich ein Bild mit Figuren in Lebens-
größe, gemalt im Jahre 1828. Es stellt das Schlachtfeld von Ha-
stings vor, und zwar den Moment, wo die Prinzessin Editha (au col
de cygne mit Zunamen) ihren erschlagenen Geliebten, den König
Harald erkennt. Rechts im Bilde liegt der getödtete Krieger und
Fürst auf blutgedrängtem Boden, der Oberleib entblößt, von den Hüf-
ten an in eine enganschließende Panzerhose gekleidet. Er liegt mit
dem Kopfe auf den Füßen eines andern, ebenfalls getödteten Krie-
gers, links im Bilde erblickt man die heraneilende Prinzessin, deren
Körper im Rücken zu sehen ist, in der Pantomime des leidenschaftlichen
Hinzeigens mit dem rechten Arm weit vorgebeugt. Ein paar Mönche,
eine ältliche Begleiterin der Prinzessin, und ein sehr trefflich gemalter
sterbender oder schon todter Krieger sind die Nebenpersonen, die schick-
lich vertheilt, und nicht zu bedeutend aber auch nicht — und dies ist
der Fehler so mancher deutscher Composition — zu unbedeutend sind.
Das Schlachtfeld, der Pallisadenzaun, an dem noch die abgeschossenen
Pfeile haften, die Gruppen Vermundeter und Todten, die sich in der

Ferne zeigen, der düstere Herbsthimmel — Alles ist trefflich und führt seine eigne Sprache, zur Haupthandlung einstimmend; hier ist überall Bernet, dessen Poesie wie ein flüssiges Feuer an allen Gegenständen, todtten oder lebenden, hinläuft und sie mitzuspielen zwingt. Nichts ist conventionell, nichts ermattet, nichts zum Ueberfluß und nur um Leinwand zu bemalen hingestellt; noch unter dem Rahmen glaubt man, geht das Bild fort. Diese allzuspringende Einbildungskraft geht, wie es nicht anders sein kann, hier und da in's Fragenhafte über, sie berechnet ihre Mittel nicht und gibt, aus Furcht irgend einen individuellen und charakteristischen Zug wegzulassen, Alles hin, was sie gesammelt hat, und darunter ist denn auch das Ekelhafte, Widrige, Rohe. Sie schüttet Alles aus. Wie in der Poesie unter Victor Hugo, so ist in der Malerei bei den Romantikern oft das „Häßliche das Schöne.“ Es wäre für Bernet vielleicht nicht schwer gewesen ein junges schönes Mädchen zu malen, das auf dem Schlachtfelde ihren Geliebten sucht; aber bewahre! wo bliebe der Charakter, Geschichte? Die Prinzessin heißt *col de cygne*, sie muß also einen langen Hals haben, gut; aber nun muß sie auch noch rothes Haar haben, um ihre sächsische Abkunft anzuzeigen — mit diesem rothen Haar und diesem langen Hals wird sie nun eine häßliche Person, doch nicht genug, diese häßliche Person muß, um den Moment darzustellen, das Aeußerste an Leidenschaft zeigen. Es ist da kein Rettungsmittel: sie muß weit aufgerissene, roth unterlaufene, starr auf den Gegenstand des Schreckens gerichtete Augen haben, sträubendes Haar, in den Winkeln niedergerissenen Mund, einen weit ausschreitenden fliehenden Gang — Alles hat sie: nun ist sie vollendet. Bei jedem andern Maler, der nicht den Muth und die poetische Keckheit Bernet's hat, würde die Aufgabe total mißglückt sein; mit Studium, hin und her denken, hin und her stellen der Figuren, heute so, morgen wieder anders machen ist hierbei nichts auszurichten, der Art Bilder müssen „gewagt“ werden, wie der Mime auf dem Theater eine unschöne Geberde wagt, einen schreienden Laut, um der Wirkung die Spitze aufzusetzen. Doch die Geberde vergeht, der Laut verhallt — das Bild bleibt; darum möchten denn auch die Romantiker wie in der Poesie so in der Malerei Unrecht haben. Nicht wo die Natur wahr, sondern auch da wo sie zugleich schön ist, soll sie der Kunst zum Model dienen.

Ein Amor von P. Mila. Mittlere Größe. Amor, als Knabe sitzend dargestellt in einer Landschaft. Er stützt den linken Arm auf das Felsstück, auf dem er sitzt, in der rechten Hand, hoch gehoben

prüft er die Spitze des Pfeils, indem er sie gegen das Licht hält. Der Kopf ist gehoben, im vollen Lichte. Das linke Bein liegt hart auf dem Felsstücke an, das linke ruht frei, sich leicht auf den Boden stützend. Ein Tigerfell ist untergebreitet, und ein braunrothes Gewand liegt lose über den linken Oberschenkel hin, die Landschaft ist warm, dunkel, in tiefen Abendschatten gehüllt. Dieses Bild dünkt uns in allen seinen Einzelheiten vortrefflich! Es ist ein schönes Gedicht, durch und durch von künstlerischem Feuer und Lieblichkeit zeugend, im edelsten Sinne der Antike angeeignet. Es ist erfreulich, daß ein solches Bild überhaupt in unserer Zeit gemalt hat werden können, es zeugt von dem Dasein einer einsamen, dem Cultus des Schönen sich in Demuth und Selbstverleugnung hingebenden Künstlerseele, denn das Bild gibt keinen Gegenstand her, der auf dem Markte Glück machen könnte; im Gegentheil der Sinn für die Antike ist noch bei unsern Künstlern und dem Publicum ein fremder Gast, noch immer sitzt das widerwärtige Mittelalter und das läppische Genre der italienischen Banditen-scenen und Mädchen am Brunnen recht breit auf den Bänken unsrer heutiger Kunstausstellungen.

T a g e b u c h.

I.

Aus Wien.

Das Feldlager. — Schleswig-Holstein. — Bank und Eisenbahn.

Die Soldatenspielerlei unseres großen Feldlagers, welches sich seit dem 1. d. M. in unserer Nähe bei Florisdorf befindet, zieht täglich Tausende von Menschen aus der Stadt hinaus, und die Nordbahn läßt immerwährend Separattrains hin und her gehen. Das von der Inspection des Landes-Contingents dort zu besichtigende Truppen-Corps besteht aus 22 Bataillonen Infanterie, 28 Schwadronen Cavallerie, 7 Compagnien Pionniere, 4 Cavallerie- und 6 ordinären Fußbatterien. Eine imposante Macht, aber schade, daß dieses Lager, dann jenes in Böhmen so viel kosten, daß man mit dem Gelde wohl viel Nützlicheres hätte anfassen können; man spricht immer vom ewigen Frieden, von den Segnungen der neuen Diplomatie, welche die Kriege entbehrlich macht und hält ein stehendes Heer von ungeheurer Größe. Der Prinz Wasa fehlt diesmal bei den Manövrès, er ist nach Oldenburg abgereist, um mit dem dortigen Großherzoge sich über die Agnatenrechte des Hauses Gottorp zu besprechen. Im Publicum wird den Schleswig-Holstein'schen Angelegenheiten nur geringe Aufmerksamkeit und Theilnahme geschenkt, sie beschränkt sich, wie alles politische Leben bei uns, nur auf gewisse Kreise, das Volk weiß nichts und der Bürgermann, der ja eine Zeitung liest, hat weder die politische Bildung, um das wahre Verhältniß aufzufassen, noch kann er sich, bei der Ungleichheit der zwischen Oesterreich und den Herzogthümern bestehenden Verhältnisse, so recht in die Interessen der Schleswig-Holsteiner hineindenken. Der gebildete Stand aber ist ganz auf Seite der Herzogthümer, und man wünscht, daß unsere Regierung sich einmal wieder als unsre deutsche Macht zeigen möge. Zeit wäre es!

Fürst Metternich ist wieder hier angekommen, die tiefe Stille in unserem öffentlichen Leben dauert aber noch fort, es scheint als wenn unsere inneren Angelegenheiten für einen Augenblick denen des Auslandes nachstehen sollten. Die Wiener interessiren sich vorläufig für die Errichtung einer Leihbank, aber so oft dieser für die Mittelklassen vorzüglich wichtige Gegenstand bereits angeregt wurde, so viel sich der Bürgermeister von Czapka auch dafür Mühe gab, so ist man jetzt doch erst dahin gelangt, die Errichtung zu beschließen, ungewiß ist es aber noch, ob diese Leihbank vom Staate datirt wird, oder ob man sie unter Controlle des Staates an Private überlassen wird; — interessant ist der Umstand, daß, während man eine Leihbank in's Leben rufen will, der Staat selbst nur die baldige Ankunft Rothschilds aus Paris abwartet, um eine Anleihe von 40 Millionen zu negociiren. Bedenkt man, daß bereits mehrere Jahre ohne eine neue Anleihe vorübergegangen sind, welche Eisenbahnbauten in dieser Zeit ausgeführt wurden, daß ferner die Galizischen Unruhen ebenfalls einige Millionen verschlingen, so muß man in dieser Hinsicht dem Haushalte des Hofkammerpräsidenten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so sehr man in manchen anderen Dingen mit dem Verfahren der Hofkammer nicht immer einverstanden sein kann. Zudem soll auch die neue Anleihe ganz zu Eisenbahnbauten verwendet werden, und nach Abschluß der Anleihe soll sogleich im nächsten Frühling die Bahn nach Baiern in Angriff genommen werden. Bereits ist von Baiern aus ein Ingenieur hier, um mit den hiesigen Behörden über den Gang und den Anschluß der Bahn zu berathen. — Gerade vor einigen Tagen wurde wieder eine neue Bahnstrecke von hier aus eröffnet, die Bahn nach Bruck an der Leitha. Es ist dieses die erste Bahn, welche direct nach Ungarn führt, denn der Bahnhof in Bruck ist schon auf ungarischem Boden. Zur Eröffnungsfahrt waren über 500 Gäste geladen, und Baron Sina hatte für das Dejeuner nicht weniger als 6000 fl. C. M. bestimmt.

Die Anwesenheit des Großfürsten Michael sammt Familie gibt hier dem Hofe vielfache Gelegenheit zu Festlichkeiten, man weiß es, daß unser Hof, so patriarchalisch und bürgerlich er in seinem Kreise lebt, doch seine Gäste mit wahrhaft kaiserlicher Pracht zu empfangen weiß.

Ueber den letzten Unfall auf der Gloggnitzer Bahn bei Gumpoldskirchen hat sich in den hiesigen Journalen eine Polemik entsponnen, und die meisten waren, ich will nicht untersuchen aus welchen Gründen, auf Seiten der Direction. Von welcher Art aber die Verwaltung dieser Bahn ist, mögen Sie aus Folgendem ersehen. Erzherzog Johann wollte mit seiner Familie eine Strecke weit in Steiermark auf der Eisenbahn reisen, und schickte zur nächsten Station, wo er für sich und seine Familie ein eigenes Coupé bestellte, und auch natürlich gleich bezahlte. Zur bestimmten Stunde kommt der Erzherzog zur Station, da ist aber weder für ein Coupé gesorgt (?), noch war ein Wagen erster Klasse da, der Erzherzog mußte also, wollte er nicht zurückreisen, in einen

der bereits besetzten Passagierwaggon steigen, wo aber unglücklicher Weise der Baronin Brandhof durch den Dunst, der darin war, unwohl wurde. Jetzt ist bereits eine sehr energische Klage vom Grafen Wikenburg, Gouverneur der Steiermark eingelaufen. — Ich überlasse es Ihnen, eine so unverantwortliche Nachlässigkeit, ganz abgesehen davon, daß der Betheiligte der allgemein verehrte Erzherzog Johann ist, zu benennen.

II.

Die Wiener Redacteurs und die Presse.

Wien im September.

Unsere Journalistik hat in der letzten Zeit durch die vielbesprochene Redacteur-Erklärung viel von sich reden gemacht, eine Erklärung, auf deren unpraktisches Wesen ich zuerst aufmerksam machte, und zwar in No. 29 dieser Blätter. Fast sämtliche deutsche Blätter von Wichtigkeit haben sich in demselben Sinne ausgesprochen. Daß die verbündeten Redacteurs diesen ersten Moment versäumten, um sich klarer und entschiedener über das, was sie wollten, auszusprechen, war ein um so größerer Fehler, da es dadurch den Anschein erhielt, als ob sie stillschweigend alle Vorwürfe der deutschen Presse für begründet erkennen, als hätten sie wirklich nichts Anderes als eine Demonstration zu Gunsten der hiesigen Censur vorgehabt. Und doch ist dieses wohl nicht der Fall, denn eine neuerliche Erklärung des Dr. Wildner in der „Gegenwart“ enthält einen Passus, der mit ziemlich klaren Worten zu verstehen gibt: Ja, wir haben gesagt, wir wollen die Irrthümer oder absichtlichen Verfälschungen der Correspondenten brieflich bei den betreffenden Redactionen berichtigen, aber wir haben nicht gesagt: wir verbieten zugleich diese Briefe zu veröffentlichen, wir haben nicht gesagt: diese Briefe sind nur für euch und nicht für das Publicum, wir haben endlich nicht geradezu gesagt, wir wollen nicht blos die Angriffe gegen Oesterreich berichtigen, sondern überhaupt jede lügenhafte Correspondenz, damit ihr nicht allein die Correspondenten, sondern den ganzen wahren Zustand Oesterreichs erkennet; und nun, wo ihr einer Maßregel, die nur die vollste Deffentlichkeit bezwecken soll, höhnisch und verdächtigend entgegen tretet, so seid ihr selbst es, welche als unsere eigenen Angeber bei der hiesigen Censur, als die ersten Verdächtiger unseres Strebens auf treten; wir wollen die Wahrheit, und weil wir diese wollen, macht ihr uns lächerlich, da unsere Verhältnisse es verbieten, daß wir uns ganz frei und offen und klar über den Zweck und die Mittel unserer Vereinigung aussprechen. Wie wollt ihr die tieferen österreichischen Verhältnisse beurtheilen, wenn ihr nicht ahnt, daß

unsere hier erlassene Erklärung einen tieferen Sinn haben müsse, als wir unter dem Deuch der Censur offen tragen können? Das ungefähr, wenn ich recht verstanden habe, will Dr. Wildner in der „Gegenwart“, aber freilich unter hunderttausend Wendungen sagen, aber warum wurde dieses nicht gleich in der ersten Erklärung gesagt? warum war dieses, seiner Bestimmung nach, so interessante Actenstück der Art schlecht und unpraktisch geschrieben, daß man Alles eher darunter vermuthen mußte, als das, was die Redacteurs dabei wollten?

Daß die Redacteurs im Ganzen nicht Unrecht hatten, hinsichtlich der Correspondenten aus Wien einen Schritt bei den deutschen Redactionen zu machen, hat eben dieselbe Angelegenheit bewiesen, denn jenes Gerücht, welches jetzt die Runde durch die deutschen Blätter macht, als hätten die vereinigten Redacteurs in Folge jenes Artikels der Grenzboten ein Anathem gegen den Redacteur dieser Zeitschrift ausgesprochen, ist durch und durch erfunden! Es ist traurig, daß die deutsche Presse die Wiener Redacteurs für so taktlos und unpraktisch hält, etwas dergleichen, das schon im Vorhinein den Fluch des Lächerlichen an sich trägt, thun zu können.

Jene erste Erklärung der Redacteurs war eine unverantwortliche Uebereilung. Sie haben einem guten Zwecke einen schlechten Namen gegeben. Ihnen schwebte vielleicht die Idee jenes Correspondenzberichtigungs-Bureau's vor, wie es einst Graf Aurel-Deffoffy über Ungarn in's Leben bringen wollte, aber er ließ es ebenfalls bei der Idee bewenden. Daß die Redacteurs grade damit ihren ersten vereinten Schritt in die Defensivität gethan, war ein um so größerer Fehler, als sie dadurch nothwendig der öffentlichen Meinung gegenüber in eine ganz schiefe Stellung gerathen mußten, zumal da sie schwiegen, als man sie auf die Unstatthaftigkeit ihrer Erklärung aufmerksam machte. Was hätte die hiesige Censur den vereinigten Redacteurs thun können, wenn sie entschlossen genug gewesen wären, in irgend einem politischen Blatte des Auslandes eine offene Erklärung abzugeben? Eine kleine Geldstrafe, das wäre höchstens Alles gewesen, und die Redacteurs hätten doch lieber dieses vorziehen sollen, als ihren Ruf in solcher Weise durch die Zeitungen Spießruthen laufen zu lassen. Das Eine muß man ihnen aber zugestehen, daß sie sich weniger in der Idee als im Mittel geirrt, denn wenn man weiß, wer oft von hier aus correspondirt, dann muß man es begreiflich finden, daß es Jedem, der es mit der Presse redlich meint, daran gelegen sein muß, diesen Leuten das Terrain abzuschneiden, ein Terrain, welches sie meist nur zu ihren Privat Zwecken, und wäre es nichts Anderes, als der paar Gulden Honorar wegen, auszubeuten sich bemühen.

So lange das Correspondenzwesen so bestehen wird, daß ein oder zwei pikante Artikel, die man einschickt, oder die Empfehlung von Jemand, der den Empfohlenen vielleicht nur flüchtig kennt, hinreichen, Jemandem den Eintritt in ein Blatt zu eröffnen, ist von einer Verbesserung des Correspondenzwesens wenig zu hoffen. Der Redacteur, und wenn er der ge-

schickteste und umsichtigste ist, kann nicht alle Verhältnisse, um so mehr, wenn sie in's Privatleben hinüber spielen, kennen, er muß sich also auf die Ehrenhaftigkeit seines Correspondenten verlassen, er darf nicht einmal daran zweifeln, ohne sich in seinen eigenen Augen an Credit zu schaden, und in welche schiefe Stellung wird also oft ein Blatt durch einen solchen Correspondenten versetzt.

Darin ist wohl auch die ausländische deutsche Presse mit der österreichischen einverstanden, daß hinsichtlich des Correspondenzwesens etwas geschehen müsse; nun haben merkwürdigerweise die Oesterreicher in dieser Hinsicht die Initiative ergriffen; aber sollte nicht die freiere deutsche Presse diese Idee aufgreifen, sollte es, wie es in mancher Hinsicht schon zu einer Vereinigung gekommen ist, nicht auch in diesem Falle zu einer solchen kommen können, wo die Ehre und Würde der Journalistik auf dem Spiele steht? Jetzt, wo die deutsche Schriftstellerversammlung in Weimar zusammentritt, wäre es gewiß am passendsten und von hohem Interesse, wenn dieselbe Frage, die im vorigen Jahre bereits angeregt, aber nicht gelöst wurde, einer neuen, gründlicheren Discussion unterworfen würde *).

C. C. C.

III.

Die feindlichen Brüder aus Liebe.

Aus Berlin.

So müßte eigentlich die merkwürdige Vorstellung des Michael Beer'schen „Struensee“ heißen, zu welchem Meyerbeer die Musik componirt

*) Eben daß die vorjährige Schriftstellerversammlung kein Mittel fand, be-
weist, wie schwer hier der Ausweg ist. Nicht an dem guten und ehrlichen Willen
der Redactionen liegt es, sondern an der Heimlichkeit unserer Zustände. Wer ist
gut unterrichtet in Deutschland? Welche Redaction kann das beurtheilen? Sie
kann bloß schließen, dieser Mann ist vermöge seiner Stellung, seiner Verbindun-
gen, seiner Kenntnisse, besser im Stande Einsicht in diese oder jene Sache zu ha-
ben, als mancher Andere. Als absolut wahr und unumstößlich gibt selten eine
Redaction ihre Nachrichten aus, der edelste und trefflichste Schriftsteller kann,
muß oft sich irren. So weit ist das Publicum bereits herangebildet, um das ein-
zusehen, und die meisten Nachrichten werden daher erst geglaubt, wenn sie sich
mehrfach bestätigen. Die Presse hat keineswegs den absoluten Glauben, den man
ihr zutraut. Die Empfindlichkeit, welche die Regierungen und einzelne Privat-
personen gegen eine unrichtige oder übereilte Correspondenz zeigen, ist daher eine
krankhafte und ungerechte. Wir möchten fragen, ob denn die theuer bezahlte, ge-
heime Polizei, die kostbaren Gesandtschaftsberichte nicht auch oft genug Falsches
und Uebereiltes melden. Von der Presse gilt wenigstens der Erfahrungssatz, daß
sie selbst die Wunden wieder heilt, die sie geschlagen. Kann man das der gehei-
men Polizei gleichfalls nachrühmen?

Die Redaction.

hat. Der Abend war einer der interessantesten. Es ist wohl in den Annalen der Bühne überhaupt selten, daß ein Bruder die Dichtung und der andere die Musik geliefert hat; ein Fall, wie der vorliegende, mag jedoch einzig in seiner Art sein. Ein Meister, dessen Name und Melodien von einem Ende der gebildeten Welt bis zum andern widerhallen, umspinnt mit den Sirenenfäden seiner Töne die lückenhafte Schöpfung, die sein tochter Bruder hinterlassen. Mit schmeichelnden Melodien läuft er den Worten voraus, um dem Vermächtniß des Verstorbenen ein freundliches Ohr zu erobern, mit sanften Klängen folgt er ihnen nach, um Versöhnung, Mitgefühl bei dem Hörer zu erwecken. Ueberall, wo eine Lücke ist, spannt er seinen goldenen Mantel aus, um sie zu verhüllen. Und doch wagen wir zu behaupten, daß jeder von den beiden Brüdern der Wirkung des andern geschadet hat. Sprechen wir zuerst von dem Dichter. Das Michael Beer'sche Stück leidet an dem Fehler, daß es eigentlich zwei Stücke bildet. Bis zur Mitte des dritten Actes handelt es sich darum, ob der moralische Struensee Sieger bleibt oder nicht, ob die Gewalt des Bürgerministers, des kocken Neuerers, der deutsche Bildung, freien Gedanken und freies Wort in Dänemark zur Herrschaft gebracht hat, den Platz behauptet. In den andern dritthalb Acten handelt es sich um das physische Schicksal Struensee's, ob er geköpft werden oder bloß gefangen bleiben soll. Da nun das Interesse an dem moralischen Struensee bei Weitem das überwiegende ist, so sind, nachdem dieser vernichtet ist, die andern Acte von schwächerer Wirkung und fast überflüssig. Laube hat in seinem Struensee das wohl begriffen und hat kluger Weise den physischen und moralischen Untergang seines Helden gleichzeitig eintreten lassen. Der Laubesche Struensee hat weniger lyrisches Pathos als der Michael Beer'sche, aber er ist bühnenpraktischer, moderner und hat namentlich Einen festgezeichneten, von einer sittlichen Idee getragenen Charakter (Guldberg) aufzuweisen, der dem Stücke eine Einheit gibt, die Michael Beer vermissen läßt. Beide, Laube wie Michael Beer, haben sich jedoch an dem Haupthelden in gleicher Weise versündigt, Beide zeichnen ihn der Königin gegenüber als einen schmach tenden Liebhaber, in der Weise des Don Carlos. Ein Mann wie Struensee, der Staatsmann, Gelehrter und entschlossener Reformator ist, liebt und schmachtet nicht mehr wie ein zwanzigjähriger Jüngling, er liebt die Königin entweder aus Ehrgeiz oder aus jener heftigen Sinnlichkeit, die cholertischen Charakteren und heftigen Geistern oft eigen thümlich ist. Ein französischer Dramatiker hätte Struensee und die Königin in vollständigem verbecherischen Liebesverband dargestellt, die Königin in den Armen des ehrgeizigen Ministers, den Minister in leidenschaftlicher Heftigkeit im Genuße seiner Herrin. Der deutsche Dichter wagte nicht ein solches Verhältniß seinem sittlichen Publicum zu bieten, durfte es vielleicht mit Recht nicht wagen; darum statteten Beide ihren Helden nicht als besitzenden, sondern als schmach tenden Schwärmer dar und verzeichneten so den Hauptcharakter. Bei Michael Beer tritt zu

diesem Fehler noch ein anderer. Die ganze Machination gegen Struensee wird theils aus gemeinen, theils aus unwahrscheinlichen Gründen zusammengesezt, die Königin Juliane (historisch) aus Herrschucht und Rachelust, Oberst Köller wegen einer unglaublichen Rache ob eines vor Jahren verstorbenen Mädchens. Laube ist dieser Klippe ausgewichen. Er macht den Dänen Guldberg zum Hauptträger des Hasses gegen Struensee, weil dieser ein Deutscher ist, und die Kammer mit Deutschen besetzt, die Edicte in deutscher Sprache ausfertigen läßt und das dänische Element unterdrücken will. Dies ist allerdings ein Element, dessen Bewußtsein bei dem Schriftsteller erst die neueste Zeit zur Reife bringen konnte, und das im J. 1828, zur Zeit, wo Michael Beer seinen Struensee schrieb, noch nicht so handgreiflich sich vordrängte. Nichtsdestoweniger ist die erste Hälfte der Michael Beer'schen Dichtung voll Interesse und Schwung und das Ganze hat seine scenische Erweckung wohl verdient. Was jedoch der Vorstellung nicht geringen Abbruch that, das war grade die herrliche und großartige Musik des brüderlichen Tondichters. Zuerst die Ouverture, die an eine Viertelstunde dauert und alle Aufmerksamkeit, alles Interesse in Anspruch nimmt. Kaum verhallt diese, so hebt sich der Vorhang und der Zuhörer, der noch den letzten Klängen nachhängen möchte, muß seine Seelenthätigkeit in ein ganz anderes Gebiet versetzen. Dieser erste Act dauert ungefähr drei Viertel Stunden. Der Vorhang fällt endlich, man will aufathmen, den Scenenwechsel im Geiste überschauen, ordnen, nachgenießen und ausruhen, aber die Musik ist bereits eingetreten und nimmt die Aufmerksamkeit zu neuer Thätigkeit in Anspruch. Und so geht es Act um Act. Musik und Drama reichen sich im Weigen die Hände ohne Zwischenraum und Ruhepunkt, spannen so die Seele durch $3\frac{1}{2}$ Stunden zu einer in diesem Gebiete ungewohnten Arbeit, bis man zuletzt ermüdet eins und das Andere nicht zu genießen stark genug ist. Zudem sind einige Scenen melodramatisch behandelt und da es grade die lyrisch ergreifendsten der Dichtung sind, so tritt der üble Umstand ein, daß der Zuschauer, den die Scenen ohne Musikbegleitung sicher ergreifen würden, durch die Musik, auf die er auch hinhorchen will, von dem Ergreifen abgezogen wird. Halb Auge, halb Ohr, ist er keins ganz. So thut der Componist dem Dichter Abbruch, grade weil er so bedeutend ist, daß jeder verlorene Ton eine verlorene Perle ist. Nicht minder schadet aber der Dichter dem Componisten, dessen großartige Tondichtung als selbstständiges Werk von einer viel größern Wirkung und Sieghaftigkeit sein würde. Zwei Brüder, die liebend hier einander unterstützen, treten somit nichtsdestoweniger feindlich einander in den Weg.

J. R.

IV.

N o t i z e n.

Bulwer's Speculationsgeist. — Wie man Programme stylisiren muß. — Gustav Heckenast.

Nach dem neuen Vertrage zwischen England und Preußen in Bezug auf das internationale Verlagsrecht, steht es jedem englischen Autor zu, gleichzeitig mit seinem Original eine deutsche Uebersetzung erscheinen zu lassen, deren Verlagsrecht ihm auf zwei Jahre zugesichert ist — wenn nicht eine andere Buchhandlung ihm mit der Uebersetzung zuvorgekommen ist. Wie rasch die Engländer zur Hand sind, wo es gilt, einen Vertrag auszubeuten, davon liefert die Thatsache einen Beweis, daß Bulwer sich bereits an die Dümmler'sche Buchhandlung in Berlin gewendet hat, um ihr den Verlag einer Uebersetzung seines neuesten, noch im Manuscripte sich befindenden Romans anzubieten. —

In Frankreich debattirt man über Thronreden, wie im bescheidenen Deutschland müssen uns mit Debatten über Zeitungsprogramme und Probenummern beschränken. Eine solche Debatte hat die eben erschienene Probenummer der „Berliner Zeitungshalle“ von Gustav Julius erregt. Man streitet über die Richtung, welches das neue Blatt einschlagen wird, tadelt die Rückhaltung, die im Programm vorherrscht und vergißt es, daß unter preussischer und zumal unter Berliner Censur grade das Klügste ist, wenn es wie eine englische Thronrede so wenig als möglich sagt. Das Publicum ist so oft schon von Programmversprechungen getäuscht worden, daß ein ehrlicher Mann sich eigentlich schämen muß derlei Quacksalberhilfsmittel als Köder auszuwerfen. Wenn ich heute ein Journal begründen sollte, so würde ich meine Thronrede, mein Programm folgender Gestalt stylisiren: Mylords und Herren! Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Sechs mal sechs ist sechsunddreißig. Zwanzig Buch Papier machen ein Rieß; zehn Rieß machen einen Ballen. Morgenstunde hat Gold im Munde. Wer drei Mal hintereinander alle Neune schießt, gilt gewöhnlich als ein guter Spieler. Schelling lebt gegenwärtig in Berlin. Zu Dionys dem Tyrannen schlich Mörös den Dolch im Gewande. Und der Herr redete mit Mose und sprach: Ihr sollt kein Fett essen von Ochsen, Lämmern und Ziegen. Der siebenjährige Krieg zeichnete sich darin vor dem dreißigjährigen aus, daß er um 23 Jahre kürzer dauerte. — Mylords und Herren, nachdem ich Ihnen diese Principien auseinander gesetzt, welche meine Zeitung stets unerschütterlich versehen wird, bleibt mir die volle Satisfaction, daß der Pränumerations-Preis für den Semester nur 3 Thaler ist. Bestellungen nehmen alle löbl. Postämter und Buchhandlungen an. Mylords und Herren: Die Zeitung ist eröffnet.

Eine der thätigsten deutschen Buchhandlungen befindet sich in Ungarn! Es ist dies der unternehmende Gustav Heckenast, dessen Verlagsartikel sich durch gute Wahl und wunderschöne Ausstattung auszeichnen. Es gibt wohl wenig Bücher, die in Deutschland eine so glänzende Ausstattung fanden, als der Romancero von Betty Paoli und wenige Novellen der Neuzeit, die es an Inhalt und Kern mit den „Studien“ von Adalbert Stifter aufnehmen können. In allerneuester Zeit brachte die heckenastische Buchhandlung Novellen von Schücking 2 Bde., Mohnkörner von Ernst Ritter (Frau von Binzer?) 2 Bde., der moderne Eulenspiegel von Tschabusnigg, 2 Bde., Reise nach dem scandinavischen Norden, 2 Bde., lauter Bücher, denen durch Inhalt und Form ein großes und gebildetes Publicum gesichert ist. Uebrigens sind auch die „Novellen“ von Deinhardstein bei Heckenast erschienen.

Die geehrten Herren Mitarbeiter der Grenzboten werden ersucht: Artikel, die für's nächste Heft bestimmt sind, so abzusenden, daß sie **spätestens** Sonnabends hier ankommen. Besonders wünschenswerth ist noch, daß sie Personen- und Ortsnamen recht deutlich schreiben, damit möglichste Correctheit erzielt werden kann. D. Red.